



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

TAD WILLIAMS

IM DUNKLEN
TAL
①

Der letzte König von Osten Ard 3

Aus dem Amerikanischen von
Cornelia Holfelder-von der Tann
und Wolfram Ströle

Klett-Cotta

Wegen des großen Textumfangs erscheint *Im dunklen Tal. Der letzte König von Osten Ard 3* in zwei Teilbänden.

Hobbit Presse

www.hobbitpresse.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Into the Narrowdark.

The Last King of Osten Ard« im Verlag DAW Books, New York

© 2022 by Beale Williams Enterprise

© Karten by Isaac Stewart

Für die deutsche Ausgabe

© 2023 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,

gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg

Illustration: © Max Meinzold, München

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-98736-2

E-Book ISBN 978-3-608-12200-8

WIDMUNG

Es ist noch dieselbe Geschichte, nur in verschiedene Bände aufgeteilt, deshalb bleibt die Widmung dieselbe wie für die beiden ersten Bücher, nämlich:

Ich widme diese Bücher meinen Lektorinnen und Verlegerinnen Betsy Wollheim und Sheila Gilbert und meiner Frau und Partnerin Deborah Beale. Ich kann mir nicht vorstellen, wie mein Leben ohne sie aussehen würde, und schon gar nicht, dass diese Bücher ohne sie entstanden wären.

INHALT

Zusammenfassung von <i>Die Hexenholzkrone 1 und 2</i>	9
Zusammenfassung von <i>Das Reich der Grasländer 1 und 2</i>	17
Vorwort	27

Erster Teil

ZEIT DES SAMMELNS

1 Die scharfe Schneide	39
2 Wölfe an der Tür	57
<i>Hakatri – Erstes Intermezzo</i>	81
3 Mummenschanz	85
4 Ein Weg nach draußen	107
5 Eine Hütte am Fluss	125
6 Pfeilträger	143
7 Ein lästiger Priester	169
8 Aufstieg	191
9 Ein alter Bekannter	213
10 Blut und Poesie	233
11 Wolkenfuß	253
12 Krähe im Gebälk	289
13 Frische Wunden	315
14 Ein Gesicht, das nicht einmal Gott lieben könnte	331
15 Eine Spur von Hexenholz	351

16	Ädons Segen	367
17	Ein bisschen verwirrend	387
18	Die Gräber seiner Leute	407
19	Die Goldenaug	429
20	Die offene Tür	449
21	Nadel	473

Bemerkung des Autors zur Trilogie in vier Bänden 509

Dank 511

Glossar 513

KARTEN

Osten Ard 25

Der Hochhorst 36

Erkynland 212

VORWORT

Tanahaya stand am Rand eines Tals mit Obstbäumen und glaubte zu träumen. Dieses üppige Tal mit seinen blühenden Gehölzen, die beide Flussufer bedeckten, konnte nur Shisae'ron sein. Sie wusste es mit schmerzlicher Gewissheit – sie hatte ihre Kindheit hier verbracht. Doch noch während die Äste der Bäume in der sanften Brise erzitterten, wusste sie zugleich, dass es unmöglich war. Denn auch wenn es den Fluss noch geben mochte, gehörten die Obstbäume und das Zuhause ihrer Kindheit doch längst der Vergangenheit an.

Verwirrt machte sie sich an den Abstieg durch fallende Blütenblätter, die wie Schneeflocken tanzten. Nur ein Gedanke trieb sie an, obwohl sie wusste, dass sie durch ihre Vergangenheit ging: *Wo ist meine Mutter? Wenn die Obstbäume blühen, ist sie noch hier. Und Weidenhall steht dann auch noch!!*

Genauso wie sie wusste, dass sie träumte, wusste sie auch, dass die Obstbäume, die ihr Vater so liebevoll gepflanzt hatte, ihre Mutter nicht lange überlebt hatten. Siriaya war lange dahingesiecht und die Trauer um Tanahayas Vater hatte ihr Gemüt zunehmend verdüstert und zuletzt wahnhaftige Züge angenommen. Die meisten Mitglieder ihres Herzsamen-Clans hatten sie verlassen und das schöne Dorf war nach und nach verfallen – als hätte es wie Siriaya den Willen verloren, weiterzuleben. Doch hier stand es wieder erfüllt von blühendem Leben vor Tanahaya, und wenn es die Gärten noch gab, dann auch ihre Mutter. Dann

musste das Haus, in dem sie aufgewachsen war, ebenfalls noch über dem Tal stehen, von wo es über den Fluss und die Bäume geblickt hatte. Offenbar konnte alles zurückgeholt werden. Der schreckliche bisherige Verlauf der Zeit konnte geändert und Soriaya und das Haus Herzsaamen gerettet werden.

Die Äste der Obstbäume, die anfangs ein zartes Geflecht gebildet hatten, wurden immer dicker und dichter, je tiefer Tanahaya in das Tal eindrang, bis sie den Himmel kaum noch sehen konnte. Sie streckten sich nach ihr wie hungrige Geister, kamen ihr von allen Seiten entgegen und schon bald war sie ganz darin gefangen. Sie wollte sich befreien, aber dann war der Himmel auf einmal weg, es wurde stockdunkel und sie konnte sich nicht mehr rühren.

Beschütze es!, hörte sie eine Stimme in ihrem Kopf sagen, die Stimme einer Person, die sie fast so gut kannte wie sich selbst, aber aus irgendeinem Grund nicht benennen konnte. *Es darf ihm nichts passieren!*

Dem Ei, fiel Tanahaya ein. Rasch und wie selbstverständlich verband sich ein Traum mit dem anderen. *Das Hexenholzei, das ich gefunden habe, ist in Gefahr!*

Noch während sie das dachte, spürte sie den eiförmigen Gegenstand glatt und warm an ihrem Körper.

Die Bäume umschlossen sie fest und sie schien drauf und dran, sich selbst in einen Baum zu verwandeln. *Aber das sind nicht unsere alten Weiden*, dachte sie unglücklich. *Es sind die Bäume des neuen Landes, nicht unseres geliebten Gartens. Sie werden mich ersticken und das Ei zerstören, sie werden uns zuwuchern und keine Spur von dem zurücklassen, was vorher war!*

Immer fester wurde sie umklammert, immer dicker von einer Rinde bedeckt, die sie von der Luft abschloss, vom Himmel und von allem, was wichtig war. Und das Hexenholzei an ihrer Brust würde nicht mehr lange leben, sie spürte es.

Beschütze es!, befahl die Stimme. *Es muss wachsen!*

Wer bist du?, rief Tanahaya. Sie sprach nicht mit den Lippen, atmete keine Luft in ihre Lungen. Ihr Mund war mit Rinde verschlossen, ihre Gliedmaßen im Holz erstarrt. *Hilf mir! Ich kann mich nicht befreien!*

Und dann spürte sie plötzlich, dass jemand bei ihr war. Sie konnte im Dunkeln nichts sehen, aber sie nahm eine Gegenwart wahr wie einen kühlen Luftzug auf fieberheißer Haut.

Du gehst auf der Straße der Träume, Tochter meines Herzens, wenn schon nicht meines Leibes. Die Stimme war leise und schien wie ein Echo von einem fernen Ort zu kommen. Du kannst nur die hören und von denen gehört werden, die ebenfalls auf dieser Straße gehen oder an ihrem Rand stehen. Aber du musst aus deinen Träumen von der Vergangenheit aufwachen – nur das ist wichtig. Du musst retten, was dir geschenkt wurde – und hüte dich vor dem Werkzeug der Königin!

Tanahaya hatte die Stimme im ersten Moment für die ihrer Mutter gehalten, aber jetzt war ihr klar, dass die grimmige Entschlossenheit, mit der die Stimme sprach, nicht zu Siriayas gebrochenem, der Hoffnung beraubten Gemüt passte.

Wer bist du?

Mein Name spielt keine Rolle, sagte die Stimme, ich weiß ihn auch gar nicht mehr. Gegenwärtig bin ich lediglich Erinnerung – die Erinnerung an unser Volk, etwas, das nur durch das Nichtsein zerstört werden kann. Du musst dich retten und helfen, unser Volk zu retten, sonst wird auch noch die Erinnerung an uns sterben. Nur du kannst es! Die Stimme wurde schwächer, als stürzte sie einen Abgrund hinunter. Aber denk dran – hüte dich vor dem Instrument der Königin!

Und damit war Tanahaya wieder allein. Sie war weiter von undurchdringlicher Nacht umgeben, aber etwas regte sich in ihr.

Meine Mutter ist zerbrochen und hat aufgegeben – ich werde das nicht tun. Ich darf es nicht.

Und sie kämpfte an diesem Nichtort, ob nun Traum oder das Ende ihres Lebens, so erbittert, wie sie noch nie gekämpft hatte, gegen einen Feind, der kein Geräusch machte, kein Wort sprach.

Es ist der Tod, dachte sie, während sie sich gegen das erstickende Dunkel stemmte. Mein Feind ist der Tod. Irgendwann holt er alle – sogar die unsterbliche silberne Königin. Wir können ihn nur in Schach halten, solange wir kämpfen.

Und ich werde nicht aufhören zu kämpfen, solange die, die ich liebe, in Gefahr sind. Ich darf es nicht – wage es nicht!

Der einzige Unterschied zwischen Träumen und Wachzustand (der mit einem Schauer schlagartig zurückkehrte) waren zunächst die Schmerzen. Alles tat ihr weh. Tanahaya begriff mit wachsender Panik, dass sie genauso eingesperrt war wie im Traum, nur nicht mehr in einem Dickicht aus Bäumen, sondern unter einer unvorstellbar schweren Last herabgestürzter Steine.

Sie konnte das Bein nicht bewegen und spürte es anfangs auch gar nicht. Als sie die Hand danach ausstreckte, stellte sie fest, dass es im Riss einer steinernen Säulentrommel festklemmte. Die Säule hatte einst vor langer Zeit die kristallene Kuppel der Stätte der Himmelsbeobachtung in Da'ai Chikiza getragen. Sie berührte das Bein und spürte etwas Nasses. Als sie die Hand zurückzog, leuchtete es rot auf. Ein Sonnenstrahl war auf die Hand gefallen und die Hand war blutig. Doch war der durch den Anblick des Bluts verursachte Schreck nicht so stark wie ihre Erleichterung darüber, dass die Sonne an ihrem rechtmäßigen Ort am Himmel stand und sie selbst nicht im endlosen Dämmerzustand des Traumlands feststeckte. Sie wusste nicht einmal sicher, ob das Blut von ihr stammte.

Ganz langsam und vorsichtig begann sie sich mit dem ganzen Körper zu drehen, um ihren Fuß zu befreien. Alles tat ihr weh, aber Knöchel und Fuß schmerzten besonders heftig. Sie ignorierte die Schmerzen, so gut sie konnte. Der Traum hing ihr zumindest in der Erinnerung noch nach und die Verzweiflung, die er in ihr ausgelöst hatte, war mit der Rückkehr in die Welt nicht geringer geworden.

Das Hexenholz, das Traumei und die warnende Stimme. Viel mehr als nur ihr Leben hing von ihrer Flucht ab. Geheimnisse mussten aufgedeckt und verstanden werden – einige davon trug sie sogar mit sich selbst herum.

»Hüte dich vor dem Instrument der Königin«, hatte die Stimme gesagt. Was sollte das bedeuten? Hatte auf der Traumstraße wirklich jemand mit ihr gesprochen oder hatte nur die Erinnerung sie aufgefordert, sich zu retten?

Endlich konnte sie mit einem scheuernden Geräusch, von dem sie eine Gänsehaut bekam, den Fuß so drehen, dass sie ihn freibekam. Aber sie war immer noch zwischen geborstenen Säulentrommeln eingesperrt und womöglich schwer verletzt. Langsam zwängte sie sich durch die Trümmer, bemüht, trotz ihrer schlimmen Schmerzen nicht zu schreien. Ihr fiel ein, dass sie in der Ruinenstadt Da'ai Chikiza nicht allein gewesen war. Sie, Vinyedu und die anderen Reinen waren von Soldaten der Opfermutigen Königin Utuk'kus angegriffen worden. Von einer Niederlage bedroht, hatte Tanahaya die Decke zum Einsturz gebracht. Vielleicht waren ihre Verbündeten und der arme Sterblichenprinz Morgan alle tot. Und die Hikedaya, die sie überfallen hatten, lauerten womöglich ganz in der Nähe auf Geräusche von Überlebenden.

Sich wie ein Regenwurm windend und bis auf den einen Lichtspalt blind, kroch sie in Zeitlupe durch Zwischenräume, die so eng und schmerzhaft waren, dass ihr die Luft wegblieb. Endlich spürte sie Regen im Gesicht. Wenig später tauchte sie mit dem Kopf aus dem Trümmerhaufen auf. Über der zertrümmerten Kuppel sah Tanahaya brodelnde graue Wolken. Ansonsten rührte sich in den Ruinen der Stätte der Himmelsbeobachtung nichts.

Sie stieg vollends heraus und lauschte auf ein Geräusch ihrer Feinde oder überlebenden Verbündeten, doch vernahm sie nur das leise Plätschern des Regens auf den Steinen. Wenn in den

Tunneln unter Da'ai Chikiza noch gekämpft wurde, dann so weit weg, dass man hier nichts hörte. Totenstille umgab sie und ihr war kalt und schwindelig. Die Trümmer zu verschieben, um nach Morgan oder den Reinen zu suchen, war aussichtslos, aber bestimmt hatte auch niemand den furchtbaren Einsturz überlebt. Ohnmacht und Bedauern erfüllten sie. Sie hatte den jungen Sterblichen verloren, den sie mit solcher Mühe beschützt hatte, ja, sie hatte ihn wohl geradewegs in den Tod geführt und jetzt konnte sie nicht einmal seine Leiche bergen.

Traurig ging sie ihre Wunden durch. Es war schwer zu sagen, welche die schlimmsten waren, weil sie an so vielen Stellen Kratz- und Schürfwunden hatte. Knöchel und Fuß taten jedenfalls am meisten weh. Erleichtert stellte sie fest, dass sie beides noch bewegen konnte, auch wenn sie bei jeder Bewegung vor Schmerzen keuchte. Sie riss ein Stück von ihrem zerfetzten Kittel ab und verband den Knöchel, so fest sie konnte. Dann zog sie den blutigen Stiefel wieder an und begann, den Trümmerhaufen hinunterzuklettern, stets darauf bedacht, ihre empfindlichsten Stellen zu schützen. Dabei musste sie ständig an die Worte denken, die sie im Traum gehört hatte.

»Du musst dich retten und helfen, unser Volk zu retten, sonst wird auch noch die Erinnerung an uns sterben.«

Was hatte das zu bedeuten? Waren die Worte nur von ihrem träumenden Selbst an den Teil von ihr gerichtet, der schon aufgewacht war? Oder hatte jemand anders zu ihr gesprochen – ein Geist oder verirrter Reisender auf der Straße der Träume?

Sie rutschte von einer Säule hinunter und zuckte zusammen, als sie mit dem verwundeten Fuß auf dem Boden aufkam. Erst dann bemerkte sie, dass sie beim Hinunterklettern nicht den verletzten Knöchel geschont, sondern schützend den Arm um den Bauch gelegt hatte.

Bei meinem Clan und dem Garten, dachte sie. Also, davon habe ich geträumt, selbst als das Fieber mich gefangen hielt. Von dem kostbaren Ei.

»Beschütze es«, hatte die Traumstimme gesagt, vielleicht ihre eigene. »Es muss wachsen! Von ihm geht unsere Rettung aus.«

Meine Träume wussten es vor mir, dachte sie. Lange Zeit konnte sie nur staunend und fassungslos neben den Trümmern sitzen.

Das Ei, das ich beschützen muss. Meine Träume wussten es!

Ich trage ein Kind in mir.

Erster Teil

ZEIT DES SAMMELNS

***D**as Material eines Pfeils ist Holz,
Aber sein Geist ist die Luft.
Werde ich deshalb, wenn der Wind die Bäume
schüttelt und zum Rauschen bringt,
Ins Herz getroffen?*

– Benhaya von Kementari

DIE SCHARFE SCHNEIDE

Geduckt kauerten sie nebeneinander im tiefen Dunkel und die Person, die Morgan gefangen genommen hatte, drückte ihm mit kühler, fester Hand ein Messer an die Kehle. Jedes Mal, wenn leise Schritte an ihrem Versteck vorbeigingen, begann Morgans Herz zu klopfen. Ob sie nun von einem Sithi oder Norren gefunden wurden, vermutlich war es beiden egal, dass er keiner der beiden Armeen angehörte.

Endlich verklang der Lärm der Verfolger. Nachdem schon längere Zeit Schweigen eingekehrt war, flüsterte er: »Da kommt niemand mehr. Du kannst mich jetzt loslassen. Ich verspreche, dass ich es niemandem sage.«

Die einzige Antwort war ein unterdrücktes Zischen, vielleicht ein Lachen, vielleicht aber auch etwas weniger Schönes. Kalt drückte die Schneide des Messers gegen seine Haut. So klein sie war, diese Schneide, dünner als der Strohalm eines Besens und so unerheblich wie ein Spritzer Wasser oder ein kühler Luftzug, wusste er doch ganz genau, dass sie sein Leben beenden konnte.

Die, die mich festhält, ist eine Norne – ein Weißfuchs. Die haben keine Seele. Sie hassen uns und wollen die Menschen ausrotten. Aber aus einem unerfindlichen Grund lebte er trotzdem noch.

Die Norne drückte ihm einen Fuß ins Kreuz und gab ihm einen Schubs, dass er nach vorn auf Hände und Knie fiel. »Aufstehen«, befahl sie leise. »Aber ganz langsam. Wir gehen.«

Er überlegte, ob er schnell wegkriechen und rennen sollte, aber dann fiel ihm ein, dass sowohl Nornen als auch Sithi im Dunkeln viel besser sehen konnten als er. Er stand auf und stieß schmerzhaft mit dem Kopf an einen Stein über ihm.

»Los«, sagte die Norne. »Geh. Ich bin dicht hinter dir.«

»Wohin?«, fragte er und rieb sich den schmerzenden Kopf.
»Weiter in die Tunnel hinein?«

Wieder ein Zischen. »Dummkopf. Ich war noch nie hier und finde mich trotzdem besser zurecht als du. Tief unter der Stadt und dem Fluss sammelt sich das Wasser. Kannst du leben, ohne zu atmen?« Er spürte, wie eine Klinge, die schwerer war als das Messer, mit der Spitze an seinen Rücken drückte. »Wir gehen jetzt, aber leise. Tu nur, was ich dir sage.«

Sprechen alle Unsterblichen Westerling?, überlegte er. Ist das Magie?

Er musste sich mit dem Gesicht nach unten auf den Stein legen, während sie über ihn stieg und die Nische verließ. Sie fühlte sich überraschend leicht an, bewegte sich aber mit einer solchen Zielstrebigkeit, dass er nicht einmal daran dachte, einen Fluchtversuch zu unternehmen. Er folgte ihr nach draußen in den Gang und wäre fast in die Spitze eines langen Schwerts gerannt.

»Muss ich erst noch sagen, dass Tricks zwecklos sind?«

Morgan schüttelte den Kopf. Jetzt wo sie ihr Versteck verlassen hatten, fiel wieder das schwache, aber stetige Licht der leuchtenden Steine auf sie. Er konnte erkennen, dass die Frau – nein, die Unsterbliche, erinnerte er sich, die womöglich schon Jahrhunderte alt war – ein wenig kleiner war als er und deutlich schlanker. Trotzdem hielt sie das Schwert so fest und ruhig in ihrer leichenblassen Hand, als wäre es leichter als eine Birkenrute. Doch besonders fesselte das schmale Oval ihres Gesichts seine Aufmerksamkeit. Sie hatte große, schräggehende Augen wie die Sithi, die er kennengelernt hatte, allerdings nicht von der Farbe geschmolzenen Goldes, sondern schwarz wie eine sternenlose Nacht. Verstärkt wurde dieser Unterschied noch durch die kaum

sichtbaren, spinnwebfeinen Augenbrauen. Er hatte noch nie eine Norne gesehen und war verblüfft, wie ähnlich sie einer sehr blasshäutigen Sterblichen sah. So schmal ihr Gesicht war, ihre Gesichtszüge hätten auch zu einem Menschen gepasst.

»Du starrst mich an«, sagte sie. Es klang fast belustigt, obwohl Morgan dafür auf keinen Fall die Hand ins Feuer gelegt hätte. »Findest du mich abstoßend? Oder hübsch?«

Er fand sie tatsächlich hübsch, auch wenn ihr Schwert nur wenige Zoll von seiner Kehle entfernt war, aber er schlug den Blick hastig nieder. »Nein, ich wusste nur nicht, wer mich da ... im Dunkeln gefangen hat.« Er hob die Augen wieder, bis er auf ihre traf – grundlose tiefschwarze Brunnen. »Jetzt sehe ich dich.«

Sie schnaubte. »Dann geh weiter. Ich bleibe nicht hier, unter keinen Umständen. Bald werden die Opfermutigen die ganze Stadt besetzt haben und dann suchen sie auch solche unterirdischen Tunnel sorgfältig ab.«

Morgans Muskeln zitterten vor Erschöpfung, doch zeigte das Schwert weiter unmissverständlich auf ihn. Die graue Klinge war so dünn, dass man sie kaum sah. »Was soll ich tun?«

»Vor mir gehen. Und keine Dummheiten machen.«

Er hob schicksals ergeben die Hände. »Und mein Schwert?«

Zu seiner Überraschung lachte sie. »Trag es, wenn du willst. Aber wenn du es gegen mich ziehst, merkst du ganz schnell, was eine Opfermutige alles kann.«

»Eine Opfermutige? So nennst du dich?«

Wieder das Lachen, kurz und schroff. »Ha, früher ja, zu meinem Stolz. Jetzt nicht mehr. Geh, sterblicher Junge.«

»Kein Junge«, murmelte er, aber die Norne ließ sich nicht anmerken, ob sie ihn gehört hatte.

Die Norne bewegte sich so lautlos, dass Morgan immer wieder zurückblickte, um sich zu vergewissern, dass sie überhaupt noch hinter ihm war. Doch jedes Mal war sie nur eine Armeslänge ent-

fernt und bedeutete ihm mit einer unwirschen Handbewegung, nicht stehen zu bleiben.

Trotz ihrer früheren Worte zwang sie ihn, zu den alten Tunneln unter Da'ai Chikiza hinunterzusteigen. Während die der oberen Ebenen noch glatte Wände hatten und mit kaum verwitterten Skulpturen und Symbolen verziert waren, waren sie weiter unten gröber zugehauen. Die wenigen Darstellungen, denen sie begegneten, waren schlichte Gebilde aus geraden Strichen. Morgan vermutete, dass es sich lediglich um eine Art Wegzeiger handelte. Jedenfalls konnte man sich in dem Labyrinth von Tunneln ganz leicht verirren, dessen Anlage ihm so planlos und willkürlich erschien wie die der oberirdischen Stadt. Hier unten lenkte freilich nichts das Auge ab außer gelegentlich einem Wurzelgeflecht an der Decke oder Pilzkolonien an den feuchten Wänden. An einigen Stellen waren Wände und Decke noch von den schwach leuchtenden Steinen durchsetzt, doch wurden sie seltener, je tiefer sie kamen, und die Böden der Tunnel waren oft durch alle möglichen von der Decke heruntergefallenen Trümmer versperrt. Verschiedentlich mussten sie auf allen vieren durch eine Engstelle kriechen. Morgan spürte dabei, wie das Schwert der Norne gegen die Sohlen seiner Stiefel stieß.

Sie waren seit mindestens einer Stunde unterwegs, wie es Morgan schien, und seine Kräfte ließen langsam nach. Überwältigt von Müdigkeit und den Schmerzen seiner geprellten Brust bei jedem tiefen Atemzug, brach er schließlich das Schweigen. »Wohin gehen wir? Weißt du es überhaupt?«

Etwas bohrte sich in seinen Nacken, unangenehm und unerwartet wie der Stich einer Biene. Morgan streckte die Hand danach aus. Als er sie wieder herunternahm, war sie blutig. Er drehte sich um und wollte wütend etwas sagen, aber der Blick der nachtschwarzen Augen der Norne brachte ihn sogleich zum Schweigen. Sie hob einen Finger an den Mund. Der Stich in den

Nacken und ihr böser Blick hatten bereits klargemacht, was sie meinte: Er sollte schweigen.

Immer noch wusste er nicht, was die Norne vorhatte. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, dass die Ruinenstadt Da'ai Chikiza an einem breiten, an manchen Stellen reißenden Fluss lag, und nachdem sie jetzt schon so lange immer tiefer gegangen waren, mussten sie inzwischen doch unter dem Fluss angelangt sein. An manchen Stellen sickerte Wasser durch Ritzen der Wände und lief eine Zeitlang neben ihnen her, bis es in einer anderen Spalte verschwand. Davon abgesehen schienen sie dem Fluss nicht näher zu sein als am Anfang.

Endlich führte die Norne ihn durch eine Reihe ansteigender Gänge wieder nach oben. Auf die grob aus dem Felsen gehauenen Tunnel folgten jetzt Gänge mit sorgfältig geglätteten Wänden und aufwändigen Steinmetzarbeiten. Sie passierten verschiedene zu Speichern vergrößerte Höhlen. In einer sah er sogar die Überreste von irdenen Krügen. Die meisten Gefäße waren allerdings schon vor langer Zeit kaputtgegangen.

Gerade als er in seiner Angst und aufgrund seiner schmerzhaft pochenden Muskeln ernsthaft erwog, sich zu Boden zu werfen und die Norne seine Qual beenden zu lassen, stieß sie ihn wieder an, diesmal allerdings sanfter. Sie waren an einer Stelle angelangt, an der drei Tunnel zusammenkamen. Die Norne huschte an ihm vorbei und betrachtete einige Kratzer an der Wand, dann zeigte sie auf einen Tunnel. Morgan ächzte leise, setzte sich aber in Bewegung.

Zuerst spürte er die Veränderung mehr, als dass er sie sah, weil der große Raum, den sie betraten, noch dunkler war als der Gang. Die Luft fühlte sich anders an und das Echo ihrer Schritte verklang. Verwirrt blieb er stehen. Über ihm ging ein schwaches Licht an, dann noch eins und noch eins, bis ein halbes Dutzend Kristallplatten an der Decke eines großen Saals ein dämmriges Licht verströmten.

Und es war tatsächlich ein Saal, auch wenn der Boden wie in anderen Teilen der Tunnel mit herabgefallenen Steinen bedeckt war, zerbrochenen Gefäßen und allem Anschein nach sogar den verrotteten Überresten hölzerner Möbel. Die Decke war dreimal so hoch wie er, die Wand auf der anderen Seite einen weiten Steinwurf entfernt.

»Eins der großen Kellergewölbe der Stadt«, flüsterte die Norne. »Hier kannst du dich eine Weile ausruhen.«

Morgans Müdigkeit war stärker als jede Neugier. Stolpernd ging er ein paar Schritte bis zu einer Stelle, an der der steinerne, von uraltem Staub bedeckte Boden nicht mit scharfkantigen Keramikscherben übersät war, und legte sich hin. Wenige Augenblicke später war er eingeschlafen.



Zuerst hast du gesagt, du wolltest nicht so nah am Fluss gehen, Snenneq.« Qina war bemüht, sich ihren Ärger nicht anhören zu lassen, aber es gelang ihr nicht ganz. »Jetzt sagst du, wir wären zu weit vom Fluss entfernt. Du bist wie der Bergwind, der mal in die eine und dann in die andere Richtung bläst.« Sie streckte die Hand aus. »Soll ich diese Spuren missachten, die alle darauf hinweisen, dass Prinz Morgan hier vorbeigekommen ist? Ich dachte, wir hätten uns vorgenommen, ihn zu suchen.«

»Du hast selbst gesagt, dass nicht alle Spuren aussehen wie von ihm.« Fast hörte es sich an, als schmolte er.

»Wir wissen nicht, wie er unterwegs ist, und auch nicht, mit wem«, sagte Qina. »Und die Nornen hinterlassen so gut wie keine Spuren. Dasselbe gilt für ihre Verwandten, die Sithi. Aber hier sehen wir die Spuren mehrerer Reisender. Vielleicht haben sie Morgan gefangen genommen und tragen ihn. Soll ich die Spuren etwa nicht beachten, weil sie sich vom Fluss entfernen?«

»Der Fluss führt uns zu der alten Sithi-Stadt«, erwiderte Klein-

Snenneq. »Ich wollte dem Ufer nur nicht zu nahe kommen, weil wir Kilpa gesehen haben, die Wasserungeheuer. Vielleicht folgst du ja ihrer Spur und sie führt uns geradewegs zu ihnen.«

»Jetzt erfindest du aber Einwände«, sagte Qina ungeduldig. »Die Spuren, denen ich folge, stammen weder von Kilpa noch ... was war das noch mal für eine Bestie im Baum, die wir getötet haben, mit einem Panzer wie ein Käfer? Ein Ghant? Auch von denen sind die Spuren nicht – es sei denn, sie tragen Schuhe. Sieh doch.« Sie zeigte auf den weichen Boden. »Hier zeichnen sich Nähte ab. Nähte!«

»Tochter der Berge, du bist wirklich stur!« Snenneq straffte sich und schüttelte den Kopf. »Aber du hast recht. Nein, ich glaube nicht, dass Kilpa neuerdings Schuhe tragen, auch nicht, dass sie sich so weit von ihrem Zuhause in den südlichen Gewässern entfernen. Ich fürchte nur, dass ich nicht mehr zum Fluss zurückfinde, wenn wir den Spuren zu weit folgen.«

»Sperr die Ohren auf. Ich höre ihn noch ganz deutlich.« Ob es in ihrer Ehe auch so sein würde, dass jede Meinungsverschiedenheit in eine Sackgasse führte, weil keiner den anderen überzeugen konnte? Qina wusste nicht, ob sie das ein Leben lang ertragen konnte. Sie fürchtete allerdings, dass diese Aussicht Snenneq nicht schreckte. »Worauf können wir uns einigen? Ich schlage vor, wir folgen den Spuren, solange wir den Fluss noch hören, und dann kehren wir um, wie du willst, und folgen dem Fluss in Richtung der alten Stadt.«

Snenneq überlegte. »Das ist eine gute Idee, meine Liebe. Ich bin froh, dass du einen *nukapik* wie mich hast, der so vernünftig ist und bereit, dir deinen Willen zu lassen. Nicht alle Männer der Qanuc sind so flexibel.«

Qina presste die Lippen zusammen. »Wenn du meinst.«

Der lange Nachmittag kam zu einem Ende. Zwar war es noch hell, aber die Sonne war bereits hinter den Baumwipfeln ver-

schwunden. Klein-Senneq sprach immer wieder davon, dass sie etwas zu essen finden müssten, und Qina konnte es ihm nicht verdenken. Sie waren nur langsam vorangekommen. Die seltsamen Spuren waren oft kaum zu erkennen und sie hatte ihr ganzes Können aufwenden müssen, sie wiederzufinden, manchmal nur anhand eines einzelnen geknickten Grashalms.

»Schade, dass wir so weit vom Fluss entfernt sind«, überlegte Snenneq. »Wahrscheinlich müssen wir Stockfisch essen, der so alt ist wie unsere Reise, obwohl in nächster Nähe frische Fische schwimmen, die man nur zu fangen brauchte.«

»Die ich nur zu fangen brauchte, meinst du«, sagte Qina. »Denn du kommst dem Wasser ja lieber nicht zu nah.« Müde und unzufrieden richtete sie sich auf. »Snenneq, Liebster, ich weiß, es ist manchmal schwierig ...« Sie verstummte. Ihr Zukünftiger sah sie nicht einmal an. Stattdessen blickte er unverwandt auf eine seltsame Gestalt in einem Kapuzenmantel, die vor ihnen aus dem Farngestrüpp aufgetaucht war. Qina unterdrückte einen Schrei, wich einen Schritt zurück und tastete nach dem Messer in ihrem Gürtel. »Vorsicht, Snenneq!«

Der Fremde war fast doppelt so groß wie sie, etwa wie ein Sterblicher aus dem Tiefland, aber irgendwie anders. Einen Augenblick dachte sie, er könnte ein Norne oder gar Sitha sein. Stellung und Größe seiner Augen passten in etwa dazu, die Farbe von Augen und Haut war allerdings anders.

»Bei Kikkasuts Nest!«, sagte Snenneq leise und rührte sich nicht. »Was bist du für einer?«

Der Fremde hob einen Arm und sein weiter Ärmel fiel zurück und entblößte eine Hand mit langen, schlanken Fingern. Jetzt war noch klarer, dass er weder Hikedá'ya noch Zida'ya war. »Friede«, sagte er in verständlichem, wenn auch seltsam klingendem Qanuc. »Kommt mit mir.« Er winkte ihnen. »Euch wird nichts geschehen, das sei versprochen.« Er wandte sich ab und tauchte in den Wald ein.

Qina und Klein-Snenneq sahen sich eine lange Weile nur sprachlos und verunsichert an.

»Gehen wir dem schon die ganze Zeit nach?«, flüsterte Snenneq.

»Ich glaube, ja. Können wir ihm vertrauen?«

»Nein. Aber wir sollten ihm folgen, allerdings vorsichtig. Er hat unsere Sprache gesprochen und gesagt, uns würde nichts geschehen.« Er zog rasch seinen Wanderstock auseinander und steckte einen mit Wolle umwickelten Pfeil in das hohle Rohr der einen Hälfte. »Nur ein mittelstarkes Gift«, erklärte er Qina, die ihm zusah. »Genug, um jemand dieser Größe in den Schlaf zu versetzen. Hoffe ich zumindest.«

»Ich habe solche Angst, mein Lieber«, sagte Qina. »Zuerst die schrecklichen Tiere, jetzt diese seltsame Gestalt – weder ein Sterblicher noch ein Unsterblicher, soweit ich es beurteilen kann. Was ist das für ein Wahnsinn? Kreaturen, die es nicht geben sollte, Wesen, von denen ich noch nie gehört habe.«

»Es macht auch mir Angst«, gestand Snenneq. »Aber man begegnet an einem Ort wie hier nur selten jemandem und er hat vielleicht Morgan gesehen. Folgen wir ihm, aber halten wir uns bereit, jederzeit zu kämpfen oder wegzulaufen.«

»Das tue ich schon, seit ich diesen merkwürdigen dunklen Wald betreten habe«, sagte Qina.

Sie waren dem Fremden noch nicht weit gefolgt, da stieg ihnen der beißende Geruch von Rauch in die Nase. Ihr Führer legte den Kopf in den Nacken und stieß einen seltsam traurig klingenden Ruf aus, der mehr wie der Schrei eines Verrückten als der Ruf eines Sterblichen klang. Von irgendwo aus den Bäumen kam eine Antwort.

»Jetzt müssen wir uns bereithalten«, flüsterte Snenneq.

»Noch einmal, Liebster, du scheinst mir nicht zu glauben, dass ich schon die ganze Zeit so gespannt bin wie eine Bogensehne.«

Der Rauchgeruch wurde stärker und sie betraten eine von al-

ten Linden umstandene Lichtung, auf der ein Lagerfeuer brannte. Ein rundes Mäuerchen flacher Steine schützte die Flammen. Mehrere Gestalten wie die, die sie hergebracht hatte, saßen darum herum, aber sie hatten große Köpfe und bewegten sich langsam und sahen noch weniger aus wie Unsterbliche oder Menschen.

Eine von ihnen drehte sich langsam nach den Trollen um und blickte ihnen ruhig entgegen. Ihr Gesicht sah dem des Fremden ähnlich, der sie hergebracht hatte, aber es war vom Alter eingefallen und so gut wie haarlos und die Haut war trocken und zerknittert wie altes Pergament. Qina konnte sich nicht erinnern, je eine so alte Person gesehen zu haben.

»Willkommen an unserem Feuer.« Der Alte sprach mühelos und fließend Qanuc. »Friede sei mit euch. Es tut mir leid, wenn das plötzliche Auftauchen von Tih-Rumi euch erschreckt hat.«

»Wer seid ihr?«, fragte Snenneq.

»Ich werde euch gleich alles sagen, was ihr wissen wollt«, sagte das Runzelgesicht lächelnd. »Aber zuerst möchte ich euch richtig begrüßen und dazu brauche ich eure Namen. Ich versichere euch, wir wollen euch nichts Böses.«

Die Trolle wechselten einen Blick. »Klein-Snenneq, Snenneqs Sohn bin ich«, sagte Snenneq schließlich. »Vom Berg Mintahoc. Und das ist Qina, Tochter des Singenden Mannes vom Mintahoc und außerdem Enkelin unseres Hirten und unserer Jägerin. Wie kommt es, dass ihr unsere Sprache so gut sprecht?«

»Ich entbiete euch meinen Gruß, Qina und Klein-Snenneq. Möge das geliebte Meer euer sicherer Hafen sein. Mögen eure Träume bunt sein.« Der Alte faltete die Hände wie zum Gebet – Hände, die kleiner waren als die der meisten seiner Gefährten, aber immer noch groß und langfingrig. »Um eure Frage zu beantworten: Ich spreche viele Sprachen – die der ersten Stämme der Menschen, der Qanuc, der Qo'sei, der Bewohner des Gebirges, der Wassersucher der Wüste und der Bewohner des fernen sumpfigen Wran. Außerdem spreche ich die Sprachen der Kei-

da'ya, unserer vormaligen Herren, und aller meiner anderen, schon vergessenen Verwandten, die bei den Unsterblichen Tinukeda'ya heißen.«

»Ihr seid Tinukeda'ya?« Snenneq nickte langsam. »Ja, natürlich. Aber du und deine Gefährten, ihr seht nicht wie Niskies aus. Seid ihr die *Agaki*, von denen in unseren alten Bergsagen die Rede ist? Die in der Erde lebenden Gräber?«

Qina holte Luft. Wenn das stimmte, war diese Begegnung für sie sogar noch überraschender als das Auftauchen der Kreaturen aus den südlichen Sümpfen im Wald. Die in der Tiefe wohnenden *Agaki* waren bei ihrem Volk fast genauso legendär wie *Sedda* oder *Kikkasut* und irgendein anderer Gott, eine Göttin oder ein Geist.

»Unsere Gefährten sind Steingräber, ja«, sagte der Alte. »Oder Unterirdische, wie die Menschen sie in ihrer Sprache *Westerling* nennen. Ich gehöre allerdings einer älteren Art der *Tinukeda'ya* an und genauso mein Lehrling *Tih-Rumi*.« Auf den dünnen, aufgesprungenen Lippen erschien der Anflug eines Lächelns. »Ich heiße *Kuyu-kun Sa'Vao*. Ich bin die Stimme des Träumenden Meeres. Ich wünsche euch beiden gute Gesundheit, obwohl das jetzt, wo wir am Ende der Welt angelangt sind, wohl nicht mehr für lange gelten kann.«

Es dauerte einen Moment, bis Qina begriff, was der Fremde gesagt hatte, doch dann gefror ihr das Blut in den Adern wie das Wasser eines winterlichen Baches.



Als Morgan aufwachte, sah er das schmale, geisterhafte Gesicht der *Norne* direkt über sich. Mit ihrer Hand hielt sie ihm den Mund zu. Er wehrte sich, aber da setzte sie die Spitze ihres Messers an seine Wange, direkt unter dem Auge.

»Still!«, zischte sie. »Es kommen Hunde.«

»Ich höre keine ...«, setzte er an, aber der Druck des Messers ließ ihn verstummen. Sie zeigte auf ihre Nase und dann zum anderen Ende des höhlenartigen Raums, den sie Kellergewölbe genannt hatte, um ihm zu verstehen zu geben, dass sie die Hunde roch.

Er stand so leise auf, wie er konnte. *Hunde?*, überlegte er. Was hatte das zu bedeuten?

Eine Geschichte seines Großvaters fiel ihm ein. Sie handelte davon, wie riesige weiße Hunde den jungen Simon durch den Wald gejagt hatten. An das Ende konnte Morgan sich nicht mehr erinnern, aber sein Großvater war ihnen ja offensichtlich entkommen. Ein rascher Blick auf seine Bewacherin sagte ihm, dass auch sie vielleicht entkommen konnten, dass es aber schwierig werden würde. Ihr bleiches Gesicht war wie eine Maske, aber ihrer Haltung und den gezogenen Waffen – einem langen Messer und einem silbergrauen Schwert – entnahm er, dass sie mit einem Kampf auf Leben und Tod rechnete.

Er zog sein Schwert Schlangenspalter aus der Scheide und trat an ihre Seite. Im selben Augenblick stürzten aus einer Öffnung am anderen Ende des Raums ein halbes Dutzend oder mehr bleiche, stumme Bestien. Zähnefletschend kamen sie näher. Die Norne sprang zur Seite, und einen kurzen Moment der Panik lang glaubte Morgan schon, sie wollte ihn verlassen. Doch das Rudel spaltete sich sofort in zwei Gruppen auf. Zwei Hunde kamen auf Morgan zu, die anderen rannten weiter in Richtung der Norne.

Sie waren riesig, fast so groß wie Ponys, und ihr weißes Fell so kurz, dass er ihre Muskeln und Sehnen trotz des Halbdunkels fast so deutlich sah, als hätten sie gar keine Haut. Abgesehen von ihrem hechelnden Atem war kein Laut zu hören – kein Gebell und Geheul, nicht einmal das Klicken der Pfoten auf dem Stein. Die beiden Hunde, die auf ihn zukamen, schienen jeder mindestens so viel zu wiegen wie er. Morgan tat also das Einzige, das ihm übrig blieb. Er wich zurück und stieg auf einen Stein, der vom

Dach heruntergefallen war, was ihm den Vorteil verschaffte, höher zu stehen als seine Angreifer. Er hatte sich gerade wieder umgedreht, da sprang der erste Hund ihn aus einer Entfernung von fast einem Dutzend Schritten an, ein ganz erstaunlicher Sprung, den er niemals für möglich gehalten hätte.

Die Zeit schien auf einmal nur noch im Schneckentempo zu vergehen. Das rosafarbene Maul der Bestie ging auf wie eine Blüte und gelbliche Fangzähne wurden sichtbar. Morgan konnte gerade noch das Schwert heben. Er traf auf Fleisch, konnte dem Hund aber nur eine Schnittwunde beibringen. Der Koloss verfehlte ihn um Handbreite, das Blut seiner verwundeten Schnauze sprühte Morgan wie ein warmer Sommerregen ins Gesicht, als er an ihm vorbeiflog. Dann griff der zweite Hund an.

Er war vorsichtiger als der erste. Statt zu springen, stellte er sich mit den Vorderpfoten auf den Stein und schnappte wie eine zustoßende Schlange nach Morgans Beinen. Morgan wusste, dass er den ersten Hund nur verwundet hatte, er führte also lediglich einen hastigen Stoß nach dem zweiten und hatte Glück. Die Klinge durchbohrte den Kiefer und drang in das Maul des Tiers ein. Der Hund ließ ein ersticktes Jaulen hören und riss den Kopf wie ein Aal hin und her, um sich von dem Schwert zu befreien. Morgan konnte Schlangenspalter zwar festhalten, aber der Hund rutschte nach hinten und riss ihn mit seinem Gewicht vom Stein.

Morgan fiel auf den Boden und bekam keine Luft mehr. Der Hund riss ihm das Schwert aus der Hand, schien aber mehr daran interessiert, das schmerzhafteste Eisen in seinem Maul loszuwerden, als sich auf Morgan zu stürzen. Doch dieser hatte schreckliche Angst, der andere Hund könnte ihn angreifen, während er unbewaffnet war, er packte also den erstbesten Gegenstand, den er finden konnte – eine scharfkantige Keramikscherbe –, und als der zweite Hund sich ihm zuwandte, stieß er sie ihm ins Auge. Die Scherbe zerbrach, aber der Hund ging zu Boden. Bevor er

wieder aufstehen konnte, zog Morgan sein Schwert aus dem Kiefer und stach es dem Tier so tief er konnte in den Bauch.

Etwas traf ihn von hinten und warf ihn so heftig auf den Kadaver, dass er noch ein Stück weiterrollte. Noch bevor er zum Liegen kam, landete der erste Hund mit seinem ganzen Gewicht auf ihm und schnappte nach seinem Kopf und Hals. Morgan drehte sich auf den Rücken und schlug mit der Faust nach ihm. Dann zog er die Knie an, bis sie gegen den auf und ab pumpenden Brustkorb des Hundes drückten. Er wollte ihn abwerfen, aber der Hund drang gespenstisch lautlos weiter auf ihn ein und von seinen Lefzen flogen Speichel und Blut. Morgan gelang es, Schlängenspalter zu heben und flach gegen den Hals des Hundes zu drücken. Die Klinge hielt er mit der anderen Hand fest, um die schnappenden Kiefer der Bestie von sich abzuhalten. Von seinem Handteller lief Blut an seinem Handgelenk hinunter, aber er spürte es nicht einmal, zu stark stank der faule Atem des Hundes nach Aas.

Die Klinge bog sich unter dem Gewicht des Hundes, was Morgan daran hinderte, die scharfe Kante zum Hals des Tieres hin zu drehen. Doch dann, als das Schwert sich unter dem Gewicht noch mehr wölbte, zuckte der Hund plötzlich heftig. Ein Zittern durchlief ihn, er reckte die Schnauze in die Luft und sackte auf Morgan zusammen.

Sekundenlang rang Morgan um Atem. Als er schließlich versuchte, den Hund von sich herunterzuziehen, spürte er den Griff eines Messers, das in dem mächtigen Brustkorb steckte.

»Wir sind noch nicht in Sicherheit.« Die Norne tauchte neben ihm auf und befreite ihn von dem weißen Kadaver.

Morgan setzte sich mühsam auf. Ohne das Gewicht des Hundes fühlte er sich leicht wie eine Feder und auch so körperlos. Er zitterte an allen Gliedern. »Was?«

Sie zog das Messer aus der blutigen Flanke. »Wir sind noch nicht in Sicherheit.«